

Gen. 2, 15-17; 3, 1-24

Liebe Gemeinde, das ist vielleicht die traurigste Geschichte der ganzen Bibel. Die Geschichte vom verspielten Paradies, von der verspielten Unschuld, von der verspielten Gemeinschaft. Alles vorbei. Vor dem Garten Eden, wo es anders war, stehen die Cherubim mit dem flammenden Schwert. Eine Rückkehr ist ausgeschlossen. Paradise Lost.

Das Paradies und die paradiesischen Menschen. Ein wunderbarer großer Garten, von Gott selbst gepflanzt. Er ist voll der schönsten Bäume, „gut zu essen und verlockend anzusehen“. Mittendrin Adam und seine Frau, die er später Eva nennen wird. Sie pflegen die Bäume, und ansonsten genießen sie den Garten wie Spaziergänger einen Park, flanieren nackt, wie sie geschaffen sind – im Adamskostüm; die paradiesischen Menschen brauchen keine Kleider, denn sie frieren nicht, und sie schämen sich nicht. Wenn sie Hunger haben, greifen sie über sich und pflücken eine Frucht vom nächstbesten Baum. Gott hat ihnen das ausdrücklich erlaubt. Nur von einem Baum sollen sie nicht essen, von dem „Baum der Erkenntnis des Guten und Bösen“. Der steht in der Mitte des Gartens. Vorher hatte es geheißen, dort in der Mitte stünden *zwei* besondere Bäume, dieser Baum der Erkenntnis des Guten und Bösen und der Baum des Lebens. Jetzt, in dem göttlichen Verbot, ist nur von dem einen die Rede, dem Erkenntnisbaum. Von ihm darf nicht gegessen werden. Wer es trotzdem tut, muß desselben Tages sterben. Das Verbot stört die paradiesischen Menschen nicht. Sie verschwenden keinerlei Gedanken an die mahnenden Worte; es gibt

ja so viele andere herrliche Bäume und Früchte. Und wichtiger noch: Sie haben einander. Ein glückliches Paar im sattgrünen Park. Was will man mehr?

„Aber die Schlange war listiger als alle Tiere auf dem Felde, die Gott gemacht hatte, und sprach zu der Frau: `Sollte Gott gesagt haben...?´“ Die Schlange fängt an zu fragen. Nach John Milton, dem Dichter des berühmten Epos *Paradise Lost* aus dem 17. Jahrhundert, begeht die Schlange ihren listigen Anschlag, weil, während sie schlief, Satan in sie gefahren ist. Satan, der gefallene Engel Luzifer, Anführer der höllischen Heerscharen, aus dessen Haupt die Sünde entsprang. Er habe, voller Haß auf Gott, in Schlangengestalt das listige Gespräch mit der Frau begonnen und alles Folgende in Gang gesetzt. Diese Satansgeschichte hat Literatur und Kunst, aber auch die Theologie viel beschäftigt. Im biblischen Text steht nichts davon. Ja, dem Text ist an der Schlange überhaupt wenig gelegen. Von Interesse ist nur, was sie sagt. Und wie sie mit dem, was sie sagt, Evas Kopf und Herz in eine Richtung lenkt, so raffiniert und Schritt für Schritt, daß sich gar nicht entscheiden läßt, wo die Worte der Schlange aufhören, wo Evas Denken und Wollen beginnt. „Sollte Gott gesagt haben...?“

Gerade noch ist sie glücklich mit Adam durch den Garten flaniert, der Baum der Erkenntnis hat sie nicht beschäftigt, das göttliche Verbot war nichts als eine wenig aufregende Gegebenheit. Doch nun beginnt sie, über den verbotenen Baum nachzudenken und nachzudenken über das Verbot. Von allen Bäumen darf sie essen, nur von dem einen nicht? Und davon soll sie nicht essen, weil seine Frucht wissend macht, weil sie befähigt, Gut und Böse zu erkennen? Was wird denn da verboten – ist das nicht etwas Grandioses, Wunderbares? Schön und gut, daß Gott für sie und Adam sorgt, daß er weiß, was gut für sie ist und was nicht. Doch *selber* zu wissen und zu entscheiden – wäre das nicht noch viel

besser? Warum sollte Gott das seinen Menschen vorenthalten? Eva steht vor dem Baum in der Mitte des Gartens, und sie sieht ihn mit ganz neuen Augen. Sie sieht ihn, wie sie ihn noch nie gesehen hat: Wie schön er ist und wie verlockend, was er verheißt – der Baum der Erkenntnis ...

Gedacht, getan. Den Baum mit neuen Augen sehen, seine Frucht essen und Adam davon geben, das ist eins. Und sogleich spüren beide die Wirkung: Der Blick ihrer neuen, erkennenden Augen geht in den Spiegel – zum ersten Mal sehen sie sich selbst. Und indem sie sich sehen, schrecken sie peinlich berührt zurück: Sie schämen sich, weil sie nackt sind. Ein Feigenblatt muß her, die Blöße zu decken. Wir kennen das alle: Scham, Blöße, Peinlichkeit – vor anderen oder auch vor uns selbst so dazustehen, wie wir nicht gesehen werden wollen und wie wir eigentlich auch nicht sein wollen. Das beginnt, wie unser Text sehr fein bemerkt, mit dem Körper und der Kleidung. Nichts ist peinlicher, als bei einer Einladung overdressed oder underdressed zu sein. Keine tiefere Beschämung, als Menschen unbekleidet ins Netz zu stellen und dort mit Hinz und Kunz zu teilen. Dabei ist die Scham angesichts der Nacktheit ja kein Empfinden, mit dem wir geboren werden. Kleine Kinder springen ganz unbefangen splitternackt herum, ob jemand zusieht oder nicht. Die Scham kommt erst mit dem Heranwachsen, mit der Entdeckung, ich selbst zu sein im Unterschied zu allen anderen Menschen und ich selbst als Frau oder Mann zu sein.

Ist es also erstaunlich, daß Adam und Eva gerade jetzt entdecken, nackt zu sein, gerade jetzt beginnen, sich dessen zu schämen? Just in dem Moment, in dem sie die Frucht gegessen haben, die ihnen die eigene Erkenntnis und die eigene Entscheidungskraft bringt? Die paradiesischen Menschen hatte die Nacktheit ebensowenig gestört wie kleine Kinder. Aber das sind sie nicht mehr. Sie sind

nun Mann und Frau, genauer, dieser Mann und diese Frau. Nicht umsonst gewinnen sie kurz darauf auch eigene Namen. Vorher war er einfach „der Mensch“ oder „Mann“ und sie „die Männin“. Nach dem Essen vom Baum der Erkenntnis und der Vertreibung aus dem Paradies aber nennt der Mann die Männin „Eva“; und so wird sein eigenes Etikett, das hebräische Wort für Mensch, seinerseits zum Eigennamen – Eva und Adam.

Und noch etwas wird neu: Die beiden, bislang unzertrennlich, gehen auf Distanz. Kaum haben sie sich selber sehen gelernt, rücken sie auseinander, ja, stellen sich gegeneinander. Als Gott Adam wegen des verbotenen Essens zur Rede stellt, bekennt der sich nicht etwa zu gemeinsamer Schuld. Sondern Adam ver-rät seine Frau – sie war es, sie ist schuld. Und er setzt noch eins drauf: Eigentlich ist Gott schuld, weil er ihm die „Männin“ an die Seite gestellt hat. Eine schärfere Entsolidarisierung läßt sich kaum denken – alles wäre besser gelaufen, wenn es diese zweite Person gar nicht gäbe. Die Frau kann nur noch auf die Schlange als die eigentlich Schuldige verweisen. Diese selbst, die Schlange, wird von Gott nicht verhört – es geht allein um die beiden Menschen. Sie sollen sich verantworten, denn sie haben getan, was sie nicht durften. Und jetzt bekommen sie die Quittung dafür. Die Frau erntet patriarchalische Verhältnisse sowie Mühsal bei Schwangerschaft und Geburt, der Mann erntet lebenslange Arbeitsplackerei, und ganz davonkommen soll auch die Schlange nicht, sie wird zum Kriechtief, das sich von Dreck ernährt. Daß Adam und Eva aus dem Garten verbannt werden, versteht sich von selbst. Sie sind keine paradiesischen Menschen mehr, und so gehören sie auch nicht mehr ins Paradies.

Eine Geschichte vom Erwachsenwerden der Menschheit, voll tiefer Gedanken, reich an Motiven und von großer literarischer Schönheit, so daß man geneigt

ist, sie einfach nur zu lesen und auf sich wirken zu lassen. Aber, liebe Gemeinde, worauf will die Geschichte eigentlich hinaus? Will sie die Frage beantworten, woher das Böse kommt – die alte Frage *unde malum*? So hat man sie oft gedeutet und nach der Schlange, nach dem Teufel, nach seiner Herkunft und der Herkunft seiner Herkunft gefragt. Doch wir sahen schon, daß die Schlange den Erzähler nicht sonderlich beschäftigt, daß sein Interesse ganz und gar den beteiligten Menschen gilt. Die Erzählung ist nicht spekulativ. Sie ist, trotz der blühenden Szenerie, auch nicht phantastisch. Ja, in einer Passage ist sie sogar ausgesprochen realistisch: dort, wo das harte Leben geschildert wird, das Adam und Eva außerhalb des Paradieses erwartet. Die Lage der Frauen in einer patriarchalischen Gesellschaft, demütigend abhängig und untergeordnet, eine mühselige Schwangerschaft nach der anderen, oft genug der Kindbettod. Die Lage der Männer in einer wenig ertragreichen Agrarwirtschaft, wo der verfluchte trockene Boden eher stechendes Unkraut als Früchte trägt und der Arbeitsaufwand in keinem Verhältnis zum mageren Erfolg steht – wo man aber keine andere Wahl hat, wenn man nicht verhungern will.

Beim Lesen dieser Sätze springt eines sogleich ins Auge: Hier spricht der Erzähler anders als in der übrigen Geschichte. Hier spricht er von sich und seiner täglichen Erfahrung. So ist sein Leben, das Leben seiner Frau und der Menschen um ihn her. So anstrengend, so ungerecht, so schmerzhaft, so quälend. Und es wird deutlich: *Hier* ist der Punkt, auf den die ganze Erzählung hinausläuft – oder besser, von dem her die ganze Erzählung zu lesen ist. Es geht nicht um ein vergangenes Leben im Paradies, es geht um das gegenwärtige, ganz und gar unparadiesische Leben. Wie kommt es, daß unser menschliches Leben so ist? *Diese* Frage treibt den Erzähler um, mit ihr muß er zurandekommen.

Wozu aber dann die lange Paradiesesgeschichte davor? Der Kontrast zur unparadiesischen Gegenwart stellt uns handgreiflich vor Augen: So, wie es ist, sollte es nicht sein. Ein Verhältnis von Über- und Unterordnung zwischen den Geschlechtern ist nicht die Art von Beziehung, die dem Wesen von Männern und Frauen entspricht. Ein Tageslauf im Dauerdruck der Arbeit bis zur Erschöpfung ist nicht die Art von Leben, für die wir Menschen gemacht sind. Wenn wir das nicht sowieso schon ahnen, dann wird es uns hier vor die Augen gemalt. Doch das ist nicht alles. Der Text kontrastiert nicht einfach das menschliche Leben, wie es sein könnte und sollte und wie es tatsächlich ist. Sondern er versucht so etwas wie eine Erklärung: Daß unser Leben so ist, wie es ist, hat etwas damit zu tun, wie wir sind. Es hat etwas damit zu tun, daß wir keine Kinder sind, die Denken, Entscheiden und Sorgen Gott überlassen, sondern Erwachsene, die sich ihres eigenen Erkenntnis- und Entscheidungsvermögens bedienen. Kurz, der Text präsentiert das tatsächliche, mühselige Leben außerhalb des Paradieses als Quittung für unsere Vernunft und Freiheit – die Zukunft, die Adam und Eva nun vor sich haben, wird ihnen von Gott als Strafe angekündigt.

Nur, liebe Gemeinde – ist Ihnen aufgefallen, daß diese Strafe eine ganz andere ist als jene, die Gott ursprünglich für das Essen von dem verbotenen Baum angekündigt hatte? Da hieß es warnend, der Übertreter werde umgehend sterben. Doch das geschieht gar nicht, Gott läßt Adam und Eva leben. Zwar gewinnen sie kein ewiges Leben, wofür sie noch von dem anderen Baum, dem Baum des Lebens, essen müßten, was Gott verhindert. Doch ein zeitliches Leben gesteht er ihnen zu. Ja, er zieht ihnen sogar noch richtige, fellene Kleider an, damit sie die Scham aushalten können, die nun zu ihnen gehört. Das aber heißt, Gott läßt sie als die Menschen leben, die sie nun sind: als Menschen, die die Erkenntnis des Guten und Bösen besitzen, die sich ihrer selbst bewußt sind und

die selber entscheiden und handeln. Die reizvolle Frucht, einmal genossen, bleibt ihnen erhalten. Sie verlassen das Paradies als erwachsenes Paar. Aber sie müssen es verlassen. Und wie sie da draußen mit ihrem Erkenntnisvermögen und ihrer Entscheidungsfreiheit leben, das ist, wie die nächsten Kapitel der Geschichte zeigen, wenig erfreulich. Adam herrscht und schuftet, Eva dient und quält sich, Sohn Kain bringt seinen Bruder um. Und Gott? Gott bereut die Erschaffung des Menschen und ertränkt die ganze Brut in der Sintflut; wenn er doch ein paar Exemplare übrigläßt, dann nur, um resigniert festzustellen: „das Dichten und Trachten des Menschen ist böse von Jugend auf“.

Kein schönes Fazit. Wollen wir also lieber zurück? Erkenntnis- und Entscheidungsvermögen wieder bei Gott abgeben? Eine künstliche Frage. Denn wir können es ja gar nicht. Und ganz ehrlich – wir wollen es doch auch gar nicht. Daß wir uns unser selbst bewußt sind, daß wir zu erkennen und zu entscheiden vermögen, gehört einfach zu unserem Menschsein. Und wir genießen es auch – was zumal in einem Universitätsgottesdienst kaum gesagt zu werden braucht. Friedrich Schiller zog daraus die Konsequenz, Sündenfall und Vertreibung aus dem paradiesischen Garten keineswegs als trauriges Ereignis zu betrachten. Vielmehr handle es sich hier um die „glücklichste und größte Begebenheit der Menschheitsgeschichte“; denn so habe der Mensch das „Paradies der Erkenntnis und der Freiheit“ gefunden.

Solche Töne gingen uns beim Blick auf die Geschichte zumal der letzten 100 Jahre, aber auch beim Blick auf das gegenwärtige Weltgeschehen kaum noch über die Lippen. Angesichts ihrer wird vielmehr die Weisheit unseres Bibeltex-tes offenbar: Er beschreibt ein Dilemma und beansprucht nicht, es aufzulösen. Daß Erkenntnis und Freiheit unwiderstehlich verlockende Güter sind – *und* daß

wir für sie einen hohen Preis bezahlen. Wir erleben es ja selbst, die immer größeren Fortschritte unseres Wissens, die Ausweitung unserer Autonomie – und zugleich ein solches Maß an Ausbeutung von Natur und Mensch, eine Intensität der Unterdrückung auf der Welt, daß die göttliche Strafandrohung in unserem Text harmlos klingt. Und bei allen Versuchen und mancherlei Erfolgen, die Übel einzuhegen, doch an anderer Stelle immer neues, umso größeres Unheil. Es würde nicht erstaunen, wenn Gott nochmals bereute, die Menschen gemacht zu haben. Doch in Evangelium und Epistel dieses Gottesdienstes (Joh. 3,1-8; Off. 21, 1-6a) wird anderes verheißen: keine zweite Sintflut, sondern ein Neustart. Jesus spricht von der Wiedergeburt durch Wasser und Geist, die unser Erkennen und Wollen nicht zurücknimmt, sondern verwandelt. Und der Seher Johannes sieht einen neuen Himmel und eine neue Erde, wo die Quittung durchgestrichen ist, wo Unterdrückung, Leid und Schmerz Vergangenheit sind.

Amen.